Kriegsende am Sumpfweg in Niederdollendorf

von Bernhard Gelderblom

Ich möchte aus Niederdollendorf berichten. Dort wohnte ich mit meiner Mutter bei meinen Großeltern und einer Tante, der Schwester meiner Mutter. Die Großeltern, von Eynern, besaßen dort am Rande von Niederdollendorf, Richtung Königswinter, ein großes Anwesen. Dieses reichte von der Königswinterer Straße bis an den Rhein. Nach Süden grenzte es an das „Mühlens' Feld“, einen großen Acker, der zum Wintermühlenhof gehörte. Heute stehen dort die Gebäude des Christlich-Sozialen Arbeitnehmerzentrums Königswinter und seit kurzem, direkt auf der Grenze, so genannte „Stadtvillen“. Nach Osten bis zur Eisenbahn lag ebenfalls ein großer Acker, hinter der Bahnlinie die Longenburg, eine alte Wasserburg mit einem Herrschaftshaus. Wirtschaftsgebäude rechts und links davor bildeten mit ihr zusammen einen Hof.

Am Rheinufer regulieren sieben große Kribben den Rheinstrom. Sie werden vom Ort aus gezählt. Das Anwesen meiner Großeltern lag zwischen der fünften und sechsten Kribbe, schräg gegenüber dem Rheinhotel Dreesen.

Das Ufer war damals zugänglich und abwechslungsreich und bot herrliche Spielgelegenheiten und Badeplätze. Wir spielten an der dritten, vierten usw. Kribbe, mit welcher Definition sich eine feste Vorstellung der jeweiligen Stelle verband. Geteilt wurde das Anwesen meiner Großeltern, wie auch die anderen Anwesen Richtung Niederdollendorf, durch den Sumpfweg, einen breiten Weg, in den die von Königswinter kommende Rheinallee einmündete. Er verlief ab der siebten Kribbe etwas landeinwärts und hatte im Dorf wieder Anschluss an die Rheinuferstraße. Die durch den Sumpfweg abgetrennten, zum Rhein hin liegenden Gärten waren wohl bestellte Nutzgärten mit Obstbäumen, Flächen für Gemüse, Spargel und Beerenobst.
Viele hatten am Rhein einen Pavillon mit Blick auf den Strom und mit Sitzgelegenheiten. Die Gärten zur Hauptstraße waren parkähnlich, mit großen Bäumen, gepflegten Rasenflächen, Beeten und Wegen, und fast jeder Park hatte auch seinen Teich.

Am Rheinufer verlief ein Pfad mit Bänken an schönen Stellen. Von diesem Pfad stieg man zum Rhein und zu den Kribben hinunter. Auf der Böschung standen große Ulmen,. Nussbäume und Weiden, nach Niederdollendorf hin an einer Biegung des Pfades hohe Pyramidenpappeln, unten am Ufer Kopfweiden. Heute ist diese Gegend völlig verändert. Ulmen und Pappeln, Pfad und Sumpfweg und die Rheingärten mit ihren Pavillons sind verschwunden, das Ufer ist nur noch schwer zugänglich.

Die „Villa Rheinau“, von meinem Urgroßvater so benannt, lag an der Königswinterer Straße mit der Rückseite zum Nachbaranwesen. Zum Rhein hin, an der Ecke Sumpfweg-Mühlens' Feld, befand sich noch ein Wirtschaftsgebäude, das so genannte Gärtnerhaus mit Remise, ehemaligen Pferdeställen und zwei Wohnungen. Der Krieg hatte bisher nur angeklopft. Oft waren die Blicke zum Himmel gerichtet, um Feindflugzeuge zu erkennen. Am Heisterberg fiel eine ganze Bombenreihe und durchpustete das Pförtnerhaus, in dem Wilhelm Schiffer mit seiner Frau wohnte. Mit Sohn Stefan hatte ich gespielt. Eine andere Bombenreihe fiel ins flache Wasser zwischen der fünften und sechsten Kribbe. Zur Beseitigung eines Blindgängers musste das Gärtnerhaus geräumt werden. Eine Serie amerikanischer Phosphorbrandbomben – so genannte Kanister - zerplatschte im Garten und verstreute ihre Brandflatschen; auch die Obstleiter, die mein Großvater gerade wegen der Flieger verlassen hatte, wurde von einem solchen Kanister getroffen, der aber friedlich abbrannte.

Dann am 22. April 1944 der schwere Bombenangriff auf Königswinter. Das ganze Haus bebte, die schwere Haustür schlug in ihren Angeln. Ich eilte nach Königswinter, um mir die Schäden anzusehen. Von den Treffern und den Toten in der Longenburg wusste ich zuerst noch nichts. Auf der Hauptstraße kam mir eine Reihe Niederdollendorfer entgegen, dem Inferno knapp entronnen. Sie hatten sich untergehakt und blickten starr geradeaus.

Im Herbst konnte man vom Heisterberg aus an stillen Abenden das Grummeln der Front hören, begleitet von gelegentlichem Aufblitzen des Artilleriefeuers. Von der Waffen-SS wurden im Garten LKW abgestellt, um die nächtens ein seltsames Getue war, ich vermutete, sie enthielten aus Frankreich gerettete Marketenderware.

Als sich Anfang März 1945 die Front näherte und zu erwarten war, dass der Rhein Kampfgebiet werden würde, erwogen meine Großeltern, ob es nicht besser wäre, sich landeinwärts in Sicherheit zu bringen. Aber wohin? Und wo würde es denn überhaupt sicher sein? Als dann am 7. März die Amerikaner ihren Brückenkopf in Erpel errichteten, nahmen sie davon Abstand. Es konnte sich ja nur noch um einige Tage handeln, bis auch wir besetzt würden. Ab dem 8. März war der Garten am Rhein vorderste Front. Schützengräben wurden ausgehoben und 2-cm-Flakgeschütze eingegraben, Schussrichtung Bad Godesberg.

Ich erinnere mich noch an das Entsetzen meiner Großmutter, als im September 1939 die Nachricht vom Kriegsbeginn kam. Jetzt, 4 ½ Jahre später, im März 1945, stand der Krieg unmittelbar vor der eigenen Haustür. Ich war zu diesem Zeitpunkt von meinem Dienst als Luftwaffenhelfer zu einem Segelfliegerlager im Hunsrück beurlaubt. Meine Batterie - eine schwere 8,8 - lag in den Feldern bei Bornheim. Unser Schutzobjekt und das einer weiteren Anzahl schwerer Flakbatterien waren die Hydrierwerke in Wesseling. Trotz der massierten Luftabwehr konnte die Zerstörung der Werke letztlich nicht verhindert werden. Nach Abzug der anderen Batterien waren wir im Januar 1945 die einzige, die noch vor Ort verblieben war. Wir Luftwaffenhelfer wurden mit Karabinern ausgerüstet, langen Norwegerflinten, und im Schießen ausgebildet. Vor der Stellung wurden Schützengräben ausgehoben, und zum Unterricht in der Flugzeugerkennung gesellte sich das Erkennen feindlicher Panzer. In dieser Situation kam die Möglichkeit zur Teilnahme an einer fliegerischen Grundausbildung, für die geworben wurde, nicht ungelegen. Bereits im Februar hatte ich an einem solchen Lager auf dem Hummerich bei Kruft nahe Andernach teilgenommen. Das Lager bei Andernach war noch fast friedensmäßig verlaufen, bis auf das häufigere Deckungsuchen vor Tiefffliegern und den Absturz eines amerikanischen Bombers direkt auf dem Fluggelände.

Das Lager in Kastellaun im Hunsrück, in dem ich am 6. März abends eintraf, war in Auflösung begriffen. Außer mir war nur noch ein Flugschüler angereist, Bedienstete sah man damit beschäftigt, aus Sperrholz und Leisten Koffer für die Flucht herzustellen. An der Mosel sei der Amerikaner durchgebrochen, hieß es. Am 7. in der Frühe nahm ich dann wieder mein Fahrrad, welches ich wegen der unsicheren Verkehrsverhältnisse benutzte und machte mich auf die Rückfahrt. In Koblenz stand an der Brücke ein General mit einer Zigarre in der Hand. Sein Adjutant versuchte, den über die Brücke zurückflutenden Verkehr unter Kontrolle zu bringen. Unter Umgehung des amerikanischen Brückenkopfes in Erpel traf ich dann am 8. März wieder zu Hause ein. Ich beschloss, nicht mehr auf die Suche nach meiner Einheit zu gehen. Die Uniform wurde im Garten vergraben, und ich zog meine kurze Lederhose an. Noch am gleichen Tag suchte ich meinen Freund Karl Friedrich Buchheister im Dorf auf. Er war auch Luftwaffenhelfer gewesen, aber bei einer anderen Einheit und jetzt nach einer Blinddarmoperation ebenfalls zu Hause. Er hatte gehört, dass in Königswinter in der Robert-Ley-Schule, der jetzigen Jakob-Kaiser-Stiftung, damals Lazarett, Schokolade aus den Vorräten verteilt worden war, als die Amerikaner das linke Rheinufer besetzten. Wir bestiegen sofort die Fahrräder und fanden auch die uns benannte Kontaktperson, eine junge Bedienstete. Sie konnte uns zwar nicht mehr helfen, muss mich aber irgendwie beeindruckt haben, denn in meinen Notizen habe ich ihren Namen vermerkt: Ursula.

Ich muss noch erzählen, dass ich mir jeden Tag Notizen machte, die mir jetzt zugute kommen.

Zu Hause konzentrierte sich inzwischen das Leben auf den Keller. Jeden Tag wurde er etwas besser eingerichtet, wir teilten ihn mit Familie Schaak, Vater, Mutter und ein dreijähriges kleines Mädchen, Christiane, Ditzchen genannt. Sie waren am 18. Oktober 1944 in Bonn ausgebombt worden. Frau Schaak war eine gute Bekannte meiner Mutter und wurde von mir Tante Anita genannt. Strom und Gas waren inzwischen ausgefallen. Etwas Wasser lief noch aus dem Wasserhahn im Keller, und wir hofften, dass das so bleiben wurde.

Am 11. März erhielt das Haus den ersten Treffer. Ich hatte Glück, dass es ein Blindgänger war, da ich mich ganz in der Nähe befand. Als sich der Staub verzogen hatte, fand ich die Granate friedlich am Fuße der Kellertreppe liegen. Die Folgen des Beschusses blieben auf die Dauer nicht so harmlos. Im Garten explodierten viele Granaten, und Astwerk lag auf dem Boden. Viele Fenster gingen kaputt. Am 13. März riss ein Volltreffer die Dachgaube weg, am 15. März erfolgte ein Treffer an einer anderen Stelle des Hauses. In der Regel war morgens gegen 7 Uhr etwa eine Stunde Feuerpause. Diese nutzte man, um mit dem Fahrrad schnell in den Ort zu fahren und einzukaufen. Hier muss ein Lob an die Niederdollendorfer Bäcker ausgesprochen werden, die trotz Beschuss und ohne Strom weiterbackten. Unser Bäcker war der Bäcker Schmitz auf der Hauptstraße.

Natürlich interessierte es sehr, auch einmal einen Amerikaner auf der anderen Rheinseite zu sehen. Zu diesem Zweck bestieg ich den Dachboden und öffnete vorsichtig eine Dachluke Richtung Godesberg. Mit dem Fernglas meines Großvaters musterte ich das andere Ufer. Still standen dort die Häuser mit Fenstern und Dachluken, so wie ich in einer stand. Zwischen zwei Häusern fuhr ein amerikanisches Militärfahrzeug vorbei. Ich ließ die Dachluke geöffnet, damit drüben niemand eine Bewegung merkte.

Immer wieder ist in meinen Notizen starker Beschuss vermerkt. Die Artillerie wurde geleitet von kleinen einmotorigen Hochdeckern. Diese pendelten niedrig über Bad Godesberg stromauf und stromab und beobachteten unsere Rheinseite.

Einmal meldete sich auch noch die deutsche Luftwaffe, am 13. März ein Schwarm deutscher Düsenbomber. Mit noch nie gesehener Geschwindigkeit flogen sie stromaufwärts, Richtung Remagener Brücke. Das Fauchen der Düsenaggregate mischte sich mit dem ohrenbetäubenden Lärm des amerikanischen Abwehrfeuers. In aller Bedrängnis stellte sich ob des Anblickes des modernsten Fluggerätes der Welt doch noch einmal ein Hochgefühl ein.

Am 14. März herrschte morgens starker Nebel. Ich besuchte meinen Freund Karl Friedrich, der in Niederdollendorf direkt am Rheinufer wohnte. Seine Eltern betrieben dort das Rheinhotel. Der Hauseingang lag voll im Blickfeld der Amerikaner vom anderen Rheinufer. Wir gingen zu uns und dann im Schutz des Nebels an den Rhein, wo wir zahlreiche Ruder- und Paddelboote vorfanden, die offensichtlich im letzten Moment zur Flucht von der anderen Rheinseite benutzt worden waren. Zum Entsetzen eines braven Schützen, der in seinem Loch Richtung Godesberg Wache hielt, holten wir drei der Boote vom Ufer herauf und brachten sie in unseren Garten. Auch die Paddel vergaßen wir nicht. Karl Friedrich, immer etwas waghalsiger als ich, setzte noch einen drauf, indem er ein weiteres Boot bestieg, es zwischen den Kribben in den Strom steuerte und es, im Nebel verschwindend, zu sich nach Hause brachte. Auch am nächsten Tag war noch Nebel. Karl Friedrich und ich streiften am Ufer entlang. Die Dollendorfer Motorbötchen lagen auf Grund: die „Diana“ von Schiffer Josef Hoitz mit ihrem ovalen Seitenfenster, auch die „Libelle“ mit dem Klipperbug, das kleinste und älteste der Dollendorfer Bötchen, das seinem Bruder Karl gehörte, der eine Beinprothese trug. Im Hintergrund lag die große Fähre, nur das Führerhaus schaute noch aus dem Wasser. Was war das früher für ein lustiger Anblick gewesen, wenn sich oben Fährführer Berg und im Raum darunter Fährmann Falkenstein mit aller Kraft an einen Hebel hängten, um den schweren Diesel für den Generator anzuwerfen. Das

Dollendorfer Fährschiff war eine elektrische Fähre. Sie hatte keine Steuermaschine wie die Königswinterer Dampffähre. Die beiden Schiffsschrauben unterstützten das Steuern, da sie unterschiedlich geregelt werden konnten. Auf der Rückseite der Kabine war eine große Klampe. Böse Jungen hatten einmal einen Ochsenkopf dazugemalt, die Klampe waren die Hörner, darunter stand: „Biegel“. Herr Biegel war der vierschrötigste der Niederdollendorfer Fährleute. In der Passagierkabine hing ein Foto von Adolf Hitler, wie er bei der Überfahrt vorne am Schiffsbug steht.

Karl Friedrich und ich bestiegen noch einen Rheinkahn. Die Schifferwohnung war durchwühlt worden. Wir gerieten in Versuchung, ein Glas Eingemachtes mit- zunehmen, aber ich glaube, wir haben es dann doch nicht getan.

Am 15. März wechselten die Soldaten. Wir hatten etwa seit dem Tag meiner Rückkehr Soldaten im Haus. Sie hielten sich in Kellerräumen auf, die von den unsrigen durch die höher liegende Waschküche getrennt waren. Von diesen Kellerräumen aus ging auch der Ausgang zum Garten, durch den sie ihre Stellungen aufsuchten. Im Erdgeschoss war eine Zeitlang ein Gefechtsstand mit Flaksoldaten, diese hatten aber mit den Soldaten im Keller nichts zu tun. Die Soldaten im Keller waren Schützen, gehörten also der Infanterie an.

Am 11. März hörten wir von der Besetzung Bad Honnefs. Die Amerikaner schienen sehr zögernd vorzugehen. Am 16. März erfuhren wir, dass Königswinter besetzt worden ist, ein Oberleutnant im Haus kündigte einen Erkundungsvorstoß nach Königswinter an und tat recht forsch. Im Garten wurden Schützengräben an der Grenze zu Mühlens' Feld ausgehoben. Dies war nun die vorderste Linie nach Königswinter. Die Stellungen am Rhein waren verlassen worden. Am Morgen fuhr ich mit Herrn Schaak zweimal in den Ort. Etwa 100 Meter vom Haus hatte sich im Straßengraben ein Drillingsgeschütz - Kaliber etwa zwei Zentimeter - installiert. Die Lafette hatte unbereifte Stahlräder, es machte einen etwas selbst gestrickten Eindruck. Ob die Soldaten, die dabeistanden, schießen würden, wenn an der Königswinterer Straße, oben an der Bahnstation Longenburg die ersten amerikanischen Panzer um die Ecke biegen? Unser Oberleutnant gab sich mit einem kleinen Trupp Soldaten kampfentschlossen. Das schien bei den Soldaten im Keller weniger der Fall zu sein. Morgens lag ein gefallener deutscher Soldat auf unserer Obstleiter aufgebahrt, später war der Leichnam fort. Ein Nachbar, ein älterer Mann aus dem kleinen Haus direkt an der Straße Richtung Dollendorf, wurde von einem Granatsplitter tödlich getroffen. Bei starkem Granatfeuer auf den Garten am 17. März gingen alle Soldaten aus dem Garten in Deckung in den Keller.

Seit dem 12. März war der Garten übersät mit Flugblättern. Sie nannten sich Passierscheine und hatten ein amtliches Aussehen. Sie gaben an, ein sicheres Geleit zu garantieren, „Safe Conduct“", sowie Behandlung nach der Genfer Konvention, wenn der Soldat zum Zeichen des Sich-Ergebens das Blatt mit erhobenen Händen hochhalten und „I surrender“ rufen würde. Letzteres stand in Lautschrift auf der Rückseite des Blattes. Wir glaubten, dass der Angriff der Amerikaner nun unmittelbar bevorstand. Meine Tante schlachtete eines unserer Kaninchen, wir hatten sie verhältnismäßig schusssicher unter der Veranda untergebracht.

Auch am Sonntag, dem 18. März, bin ich morgens wieder im Ort. Kaum bin ich wieder zu Hause, beginnt plötzlich starkes Schießen aus Richtung Königswinter: Ich laufe nach oben, um möglichst viel zu sehen. Einen Fotoapparat habe ich mit. Die Hänge von Oberdollendorf werden mit Nebelgranaten eingenebelt, vermutlich, um der Verteidigung die Sicht zu nehmen. Nach einiger Zeit ein Brummen auf der Straße, dazu fremdartige, quäkende Laute. Ein buckliger Sherman-Panzer schiebt sich in das Blickfeld. Im Straßengraben robben amerikanische Soldaten vor, die sich mit Rufen verständigen, eben das Quäken. Aus einem Fenster an der Rückseite sehe ich im Nachbargarten zwei deutsche Soldaten, die unentschlossen hin und her laufen.

Am Nachbarhaus hängt ein weißes Bettlaken. Ich will wieder zurück zu meinem Beobachtungsposten an der Straße, als ein Geschoß in nächster Nähe durch die Flurwand schlägt. Es muss vorher durch ein Fenster gegangen. sein. Das macht mir aber nun doch Beine, und ich eile zu den anderen in den Keller: Dort kocht das Kaninchen auf dem Herd, Klein-Ditzchen sitzt bei Tante Anita, die singt mit ihr ein Liedchen, in dem vorkommt „Und wie das Fähnchen auf dem Dach"; dazu muss man mit der Hand hin- und herwinken. Mein Großvater in seinem Sessel hat sich die Decke über den Kopf gezogen. Als es draußen ruhiger wird, öffnen wir vorsichtig die Tür zur Waschküche. Alles ist voll weißer Federn aus den Oberbetten, die wir morgens zum Lüften dorthin brachten und die nun von Geschossen getroffen worden sind. Dann kommen amerikanische Soldaten die Kellertreppe herunter. „Deutsche Soldaten hier? Waffen?" Mein Großvater unter der Decke wird erst übersehen, dann weist meine Großmutter daraufhin, dass er ein alter Mann ist. Ich sehe, dass meine Mutter das Flugblatt „I surrender" in der Hand hält und finde das recht unpassend. Ich hole mein Gewehr; mein Großvater hat noch einen Flobert und eine Pistole. Wir geben die Waffen ab. Herr Schaak und ich - und auch meine Mutter ist mit dabei - müssen dann hinüber in den Soldatenkeller: Dort hat ein weiterer Trupp Amerikaner die deutschen Soldaten gefangen genommen, die nun nach draußen geführt werden. Alle halten den Passierschein in der erhobenen Hand. Am Hintereingang des Hauses versuchen einige Amerikaner; das Gittertor aufzubrechen. Ich kann schnell den Schlüssel holen und aufschließen. Dann werden wir mit angestellt, die Waffen der Soldaten aus dem Keller zu holen. Draußen werden die Gewehre zerschlagen. Eine Zeitlang stehen die deutschen Soldaten noch auf dem Rasen mit erhobenen Händen, bis sie abgeführt werden. Ein amerikanischer Soldat spricht in sein Walkie-Talkie, was ich zum ersten Mal sehe und sehr interessant finde. Dann zieht die kämpfende Truppe weiter. Auf der Straße rollen Panzer und Militärfahrzeuge Richtung Dort und auch auf dem Sumpfweg fahren Sherman-Panzer in gleicher Richtung.

Noch mehrere Tage kommen Gruppen von Etappensoldaten in den Garten. Sie wirken nicht so diszipliniert wie die ersten Amerikaner: Sie streifen umher und fragen nach Waffen, die sie als Souvenir suchen. Am Haus sind viele Einschüsse zu sehen. Schüsse sind auch durch die Fenster in Möbel, Bilder und Wände gegangen. Das Porträt meiner Urgroßmutter bekam einen Schuss in den Mund. Mein Großvater meinte später; diese Stelle bei seiner Schwiegermutter sei nicht ganz falsch gewesen. Im Keller liegen die Habseligkeiten der deutschen Soldaten. Während wir Zivilisten uns ausschließlich mit dem eigenen Überleben beschäftigen konnten, waren für sie die eingefahrenen militärischen Geleise mit der Forderung nach Kampfesmut und Todesverachtung noch voll ausgelegt gewesen.

Ob aus den Stellungen am Mühlens' Feld überhaupt geschossen wurde, weiß ich nicht. Auch wenn die Drillingskanone an der Straße eine Salve abgegeben hätte, hätten wir es gehört. Verwundete oder gefallene Soldaten habe ich nicht gesehen.

Am Montag, dem 19. März, notierte ich: „Bedrückt." Wenn auch die Stimmung- bedrückt war: Es herrschte das herrlichste Vorfrühlingswetter. Irgendwie würde es schon weitergehen. Von Plänen, das Leben aus dem feuchten Keller wenigstens teilweise nach oben zu verlegen, sahen wir erst einmal ab. Die Straße war nach wie vor voller amerikanischer Militärfahrzeuge, die in Richtung Niederdollendorf rollten.

Ich befand mich gerade im ersten Stock, als ein schwerer Schlag ganz in der Nähe und gleich darauf ein zweiter direkt am Haus erfolgte. Der Verkehr auf der Straße hatte gestoppt, alle Amerikaner waren blitzschnell in den Straßengraben gehechtet. Ich konnte nicht umhin, bei diesem Anblick zu schmunzeln. Eine deutsche Granate war in den Acker auf der anderen Straßenseite gefahren, eine zweite direkt am Haus im Geäst der vom Nachbargrundstück herüberhängenden Buche explodiert. Die Amerikaner saßen dann schnell wieder auf, und der Verkehr ging weiter. Die Splitter der zweiten Granate hatten allerdings die Wand des höheren Gebäudeteils

zernarbt. Ein Splitter war durch Dach und Decke gefahren und steckte in der Wand über dem Kinderbett, in dem Klein-Ditzchen seinen Mittagsschlaf hielt.

Am 21. März hatte mein Freund Karl Friedrich Geburtstag. Es gab einen richtigen kleinen Geburtstagskaffee, den seine Mutter herrichtete. Mit dabei war ein anderer Junge mit Vornamen Rolf, der irgendwie nach Niederdollendorf verschlagen worden war und jetzt bei ihnen wohnte.

Am 22. März erschien ein belgischer Soldat, der sich mit meiner Mutter nicht unfreundlich unterhielt. Er sagte, dass seine Familie unter der deutschen Besatzung sehr gelitten habe. Am Nachmittag kamen mehrere belgische Soldaten und nahmen Quartier in den am besten erhaltenen Räumen der Villa. Am Tag darauf gegen 11 Uhr erschien amerikanische MP (Militärpolizei) und besetzte das Haus ihrerseits. Zunächst schien es so, dass wir im Haus bleiben durften. Die Amerikaner strichen aber rücksichtslos die Namen der Belgier, die diese auf die Türen der Räume geschrieben hatten, durch und ersetzten sie durch ihre eigenen. Die Belgier erschienen nun plötzlich unten und wollten unsere Kellerräume haben. Ich musste meinen Fotoapparat abgeben, der Film wurde herausgenommen, den Apparat erhielt ich wieder zurück. Wir sollten bis 13 Uhr das Haus räumen. Wir beschlossen, in das Gärtnerhaus überzuwechseln, das zwei Wohnungen hatte: In die eine war die Mieterin, Frau Werner, eine Kriegerwitwe des Ersten Weltkrieges, mit ihrem Sohn Karl eben wieder zurückgekehrt, in die andere, die leere Gärtnerwohnung, zogen wir ein. Zunächst versuchten wir, möglichst viel bis 13 Uhr aus dem Haus herauszubekommen, und bald stapelte sich auf dem Rasen ein Haufen unseres Hausrates. Die Belgier saßen dabei und schnappten sich das eine oder andere, was sie meinten gebrauchen zu können. Als wir das Haus nicht mehr betreten durften, transportierten wir unsere Sachen zum Gärtnerhaus. Bei dieser Tätigkeit sah ich, wie Karl Friedrich zusammen mit Rolf durch das Tor am Sumpfweg kam. Ich rief ihnen zu, um ihnen zu zeigen, wo ich gerade bin. Sie reagierten aber seltsam. Da bemerkte ich, dass sie von einem belgischen Soldaten mit einer Maschinenpistole begleitet wurden. Dann sah ich einen weiteren belgischen Soldaten durch den Garten schlendern. Plötzlich drehte er sich zu mir um, packte mich am Hemd und führte mich zur Villa, wo auch Karl Friedrich und Rolf schon angekommen waren. Auch Herr Schaak wurde zu uns gestellt. Wir mussten die Arme hochnehmen, es wurden uns ein deutsches Gewehr und Handgranaten gezeigt und bedeutet, diese habe man im Keller gefunden, wo wir sie versteckt hätten, um damit Anschläge auf die Besatzungssoldaten zu verüben. Zu allem Überfluss wurde auch noch eine Hakenkreuzfahne herbeigeschleppt. Ich erkannte sie in der Tat als unsere Fahne, mit der das Haus bei verschiedensten Anlässen beflaggt werden musste. Wir hatten sie hinter einer Heizkörperverkleidung vergessen, nachdem sie in den letzten Jahren zum Abdecken unserer Kartoffeln gegen Frost gedient hatte. Die Belgier nahmen die Sache todernst, einer der belgischen Solaten tat so, als ob er mit der Handgranate nach uns werfen würde. Dann wurden wir hintereinander formiert, jeder erhielt einen Bewacher mit einer Maschinenpistole, und es ging auf die Straße. Der Weg führte zunächst durch das Dorf. Ich sehe noch die verstohlenen Blicke der Dorfbewohner, denen unser trauriger Zug begegnete. Er endete schließlich in Oberkassel, im Hof des Hauses Meier-Peweling. Hier schien die belgische Kommandantur zu sein. Mir fiel sofort auf, dass an einigen Stellen auf dem Pflaster des Hofes Blutspuren waren. Hinter diese wurden wir gestellt, und es wurde uns befohlen, uns auszuziehen. Ich brauchte das nicht, vielleicht, weil ich sowieso nur im Hemd und in kurzer Lederhose war. Die anderen standen in Unterhosen da, wir mussten die Arme hochhalten. Zwei Belgier standen mit der MP im Anschlag und riefen: „Kapuut, kapuutt!“ Wir zweifelten nicht, dass die Lage ernst war. Uns wurde bedeutet: Gleich werdet ihr erschossen. Ich dachte für mich: „So ist das nun, wenn man kurz vor dem Ende seines Lebens steht.“ Nach einer Weile wurden wir einzeln mit einer MP die Treppe zum Hauseingang hoch gestoßen und einem höheren Belgier vorgeführt. An das Verhör erinnere ich mich nicht mehr, außer, dass der Belgier kein Deutsch sprach und in dem Raum der Meier-Pewelingsche Flügel stand. Herr Schaak sagte später, er habe mit dem Belgier französisch sprechen können, es habe aber nichts gebracht. Nach dem Verhör standen wir wieder im Hof mit erhobenen Armen, die Belgier, darauf wartend, dass uns die Arme müde wurden, um sie uns dann hochzureißen.

Nach einer Weile hält ein amerikanischer Truck vor dem Tor. Wir müssen auf die offene Ladefläche klettern, die Belgier bleiben zurück. Wir sind offensichtlich den Amerikanern überstellt. Am Bürgermeisteramt steht ein Offizier mit Zigarre und Begleitung. Der Fahrer hält, wechselt ein paar Worte, und wir werden weitergefahren zu einem Haus an der Hauptstraße, in dessen Hof sich in einem weiteren Gebäude Arrestzellen befinden. Zu viert werden wir in eine Zweierzelle gesperrt. Mir ist die Existenz des kleinen Gefängnisses unbekannt, obwohl in der unmittelbaren Nachbarschaft meine Mitkonfirmandin Annemie wohnt, bei der ich öfter zu Hause war. Wir teilen uns die vorhandenen Pritschen, Herr Schaak legt sich freiwillig auf den Boden. Das Oberlicht ist kaputt, es wird eine lange, kalte Nacht, in der wir sehr frieren, voller Sorge, wie es weitergehen würde. Herr Schaak gerät mit Ralf aneinander, der viel dummes Zeug redet. Durch das Oberlicht sehen wir einen kleinen Ausschnitt der Rückfront des nächsten Hauses. In einem Fenster erscheint kurz der Kopf einer jungen Frau, Ralf versucht sofort, mit ihr anzubandeln, was Herrn Schaak wieder nervt. Am frühen Nachmittag des nächsten Tages erscheint Tante Anita in Begleitung eines Hilfspolizisten, ich glaube, es war Herr Wirz aus der Petersbergstraße. Sie bringt Gott sei Dank etwas zu essen mit, für mich hat sie noch eine Jacke. Sie deutet an, dass in der Nacht unserer Abwesenheit allerhand vorgefallen sei. Am späten Nachmittag werden wir dann ins Rathaus zum Verhör gebracht. Der Offizier von gestern - er raucht wieder eine Zigarre – ist mit seinen Fragen sehr penibel. Er fragt, warum ich eine kurze Lederhose trage. Es wird nach meiner Hitlerjungen-Vergangenheit gefragt, ob ich vom Werwolf gehört oder dazugehört hatte. Herr Schaak sagt später; der Colonel habe bemerkt, dass er mich für am gefährlichsten halte. Herr Schaak meinte auch noch, ganz am Anfang herausgehört zu haben, dass wir entlassen werden würden. Wir können dann tatsächlich - unter Begleitung eines Hilfspolizisten - nach Hause gehen. In meinen Notizen steht: Entlassen. Frei. Letzteres mit drei Ausrufezeichen.

Im Dorf gingen wir erst bei Karl Friedrich vorbei, dann wurden Herr Schaak und ich am Gärtnerhaus abgeliefert. Dort war in der Nacht zuvor tatsächlich allerlei vorgefallen. Nachdem wir so hastig abgeführt worden waren, war man später zur Ruhe gegangen, als plötzlich Belgier vor dem Haus erschienen und Einlass begehrten. Da ihnen nicht schnell genug geöffnet wurde, schossen sie in Frau Werners Küchenfenster im Obergeschoss. Schließlich fasste sich meine Mutter ein Herz, ging hinunter und öffnete die Haustür. Mehrere Belgier stürmten herauf, durchsuchten die Räume, alle Bewohner mussten in die Küche der Gärtnerwohnung, ein Belgier wurde als Wache hinzugestellt. Der Anführer ließ verlauten, sie gingen jetzt zu dem Haus in Dollendorf, in dem Karl Friedrich mit seinen Eltern wohnte. Wenn dort auch nur eine Waffe gefunden würde, würden alle hier im Haus erschossen. Da meine Angehörigen wussten, dass Karl Friedrichs Vater ziemlich leichtsinnig war, hegten sie die schlimmsten Befürchtungen. Nach einer Weile kam der Trupp zurück. Auf die Frage meines Großvaters, ob etwas gefunden worden sei, sagte der Anführer: „Beaucoup!“ („Viel!“), meine Tante hatte aber gehört, dass er zu einem Wächter „Ne rien“ („Nichts“) gesagt hatte. Die Belgier zogen dann wieder ab, die Haustür sei aber jetzt offen zu lassen. Später kamen zwei Amerikaner der MP und wollten wissen, was hier im Haus vorgefallen sei. Sie gingen bald wieder. Nach einer Weile – tapp, tapp, die Treppe herauf – einer der Amerikaner von eben verschwand in dem Zimmer, in dem Tante Anita lag. Er war angetrunken, und mein Großvater meinte, der hätte sowieso nichts mehr zustande bringen können. Er schlief dann in Tante Anitas Bett ein und wurde später von seinen MP-Kameraden abgeholt, die ihn wohl vermisst hatten. Karl Friedrich steckte mir später, sein Vater habe die Belgier rechtzeitig kommen sehen und seinem Gewehr einen Schups gegeben, so dass es in die Dachschräge zwischen den Sparren gerutscht sei, wo sie es nicht mehr hätten finden können.

Am Sonntag, dem 25. März, rief jemand: „Die Amerikaner paddeln mit deinem Boot auf dem Rhein.“ Zwei Amerikaner hatten es aus der Garage geholt und paddelten damit zwischen den Kribben. Als ich dazukam, hatten sie gerade die Lust daran verloren, und das Boot trieb jetzt im Kreis. Das nächste Mal, wenn es wieder in Ufernähe käme, wollte ich es mir schnappen.

Es verhakte sich aber an einem Kabel, das in der Nähe der siebten Kribbe über den Rhein gespannt war, rutschte daran in den Strom, und meinen „Kiek-in-die-Welt“ war ich für immer los.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Amerikaner begonnen, eine Pipeline über den Rhein zu bauen, zu der auch das Kabel gehörte, an dem sich mein Boot verfangen hatte. Die Pipeline querte den Rhein oberhalb des Hotels Dreesen und mündete rechtsrheinisch auf dem Gleiskörper der Siebengebirgsbahn, dort, wo diese das Rheinufer verlässt und die Hauptstraße an der Station Longenburg unterquert. Am Freitag, dem 30., musste der ganze Ort bis zur Eisenbahn von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Wir halfen, die Garage herzurichten. Familie Schiffer - Verwandte von Frau Werner - würde sie eine Zeitlang als Notquartier dienen. Betten und Schränke wurden aufgestellt Gott sei Dank war das Wetter weiter herrlich. Am 8. Mai konnten Schiffers dann wieder in ihr Haus zurück.

Die Räumung eines Teiles des Dorfes stand im Zusammenhang mit dem Bau der Schiffsbrücke. Eine große Gitterträgerkonstruktion führte über Lastkräne, die im Rhein verankert wurden. Auf der Dollendorfer Seite endete sie in Höhe des Fähranlegers. Dies bedeutete das Ende der noch verhältnismäßig unbeschädigt auf Grund liegenden Fähre, die einfach weggesprengt wurde. An beiden Ufern - besonders in Bad Godesberg - wurden umfangreiche Erdarbeiten vorgenommen. Die Brücke erhielt den Namen „Hodges Bridge“" nach einem verdienten amerikanischen General. Karl Friedrichs Vater hatte es verstanden, ein „Off limits“-Zertifikat zu bekommen, und sie konnten in ihrem Hause bleiben. Der genaue Text hieß „Off limits for allied troops“ („Betreten verboten für alliierte Truppen“). Diese Zertifikate waren natürlich ungeheuer begehrt.

5. April. Der Garten stand jetzt voller schwerer Tanklastwagen. Sie wurden dort abgestellt, wenn sie nicht gerade Treibstoff von der Zapfstelle der Pipeline an der Longenburg aufnahmen. Unglücklicherweise ging die Route der Trucks über ein Beet, in dem meine Mutter ihr bestes Geschirr vergraben hatte. In der Spur der LKW tauchten nach und nach die Scherben der blau randigen Teller und Schüsseln auf. Am 11. April waren die Tanklastwagen wieder fort. Die Pipeline war inzwischen weitergeführt worden und führte jetzt den Heisterberg hoch und dann landeinwärts. Am 14. April wurde die Villa endgültig von den Amerikanern geräumt. Wir gingen erst einmal durch das Haus auf der Suche nach Verwertbarem. Abends im Gärtnerhaus kam alles auf den Tisch und wurde aufgeteilt. Ich erbeutete einen großen Karton. Als wir ihn öffneten, enthielt er Streichholzschachteln. Zuerst Enttäuschung, später aber waren sie als Tauschobjekt gut zu brauchen. Ich fand auch einen Stoß der amerikanischen Militärzeitschrift „Yank“ mit der Eroberung der Remagener Brücke als Titelgeschichte.

Des Öfteren streiften jetzt so genannte „displaced persons“ durch den Garten, ehemalige Fremdarbeiter, die auf ihren Rücktransport warteten. Mit ihnen war nicht gut Kirschen essen.

Allmählich kannte man schon den einen oder anderen der amerikanischen Soldaten. Besonders mein Großvater hatte einen, den er mit „Sir“ anredete und der regelmäßig ins Haus kam oder mit dem er sich auf einer Bank im Garten unterhielt. Solche Bekanntschaften führten einmal zu einem kleinen Konzert, welches meine Mutter mit der Geige und meine Tante am Flügel in der Villa gaben. Anschließend saßen wir noch mit „Frank“ und den anderen Amerikanern auf der Veranda. Als ein Militärfahrzeug mit schwarzer Besatzung in den Garten fuhr, wunderten wir uns über die abfälligen Bemerkungen „unserer“ Amerikaner über die „Nigger“.

Die folgende Geschichte erzähle ich trotz des pikanten Gegenstandes, um den es dabei geht. Einmal, als ich an den Rhein ging, stand auf der Wiese an der siebten Kribbe ein junger blonder amerikanischer Soldat, umringt von Dollendorfer Jungen und Jüngelchen. Er verteilte aus seinen Hosentaschen kleine goldene Dinger. Immer wenn ein Junge ein solches erhalten hatte, flitzte er damit ab. Ich erkannte, dass es Präservative waren und wollte natürlich auch einen haben, kam aber zu spät. Der freundliche Amerikaner wühlte dann doch noch einmal in sei-

nen beiden Hosentaschen und fand noch einen, den er mir gab. Meine Frau, die diese Geschichte noch nicht kannte, fragte etwas süffisant: „Und was hast du damit gemacht?“ Eine mögliche Antwort fiel mir erst etwas später ein. Sie hätte lauten können: „Ja, weißt du, Schatz, der ist jetzt natürlich bei den Dingen in der Ausstellung von Herrn Scheuren ‚Kriegsende im Siebengebirge vor 50 Jahren“ im Siebengebirgsmuseum in Königswinter."

Wir fingen an, in der Villa aufzuräumen. Viele Möbel waren, um Platz zu schaffen, von den Amerikanern einfach aus dem Fenster geworfen worden. Eine Bettkiste auf dem Dachboden war als Klo benutzt worden. Das Rezept in ähnlichen Fällen bei Kochtöpfen war: Warten, bis es rappelt. Ein Raum war voller Uhren, die uns nicht gehörten, ein anderer voller Radios. Wir machten im Ort einen entsprechen- den Aushang, mit Erfolg. Karl Friedrich besuchte mich mit der Nachricht, seine Eltern seien krank. Außerdem war ihr Lebensmittelversteck ausgeräubert worden.

Auf der Straße herrschte immer noch starker Verkehr. Auch moderne Panzer waren jetzt dabei. Einer blieb vor unserem Grundstück liegen und wurde mit einem Spezialfahrzeug abgeschleppt. Kolonnen deutscher Gefangener zogen Richtung Königswinter vorüber. Auf dem Acker jenseits der Straße war ein Spielplatz für Baseball entstanden. Das laute „Abba, abba“-Rufen und das In-die-Hände-Klatschen ist mir noch heute im Ohr.

In diesen Tagen begegnete ich meinem alten Volksschullehrer Jakob Barth. Ich war gerade bei Adolf Frembgen in der Nachbarschaft, als Barth mit dem Fahrrad vorbeikam. Barth war Nationalsozialist mit einem tiefen Glauben an den Führer. Er selber konnte keiner Fliege etwas zuleide tun. War Reichsparteitag, sah man ihn in der braunen Uniform, und er fuhr nach Nürnberg. Unsere einklassige evangelische Volksschule schloss dann, und wir Kinder kamen zu den Schwestern in den Probsthof oder später in die katholische Volksschule. Wenn unser Lehrer zurückkam, erzählte er voll tiefer Begeisterung vom Erlebten, Stimmungslagen etwa, wie sie Leni Riefenstahl in ihren Reichsparteitagfilmen vermittelt. Jetzt wirkte er wie jemand, dem der Lebenssinn genommen war. Ich habe ihn nicht mehr wieder gesehen.

Am 1. Mai wurde ich vom Niederdollendorfer Ortsvorsteher Herrn Berg mit einem anderen jungen Mann beordert, herumliegende Munition einzusammeln. Wir bekamen einen Handwagen und fingen bei dem seltsamen Drillingsgeschütz an. Noch immer lag dort gegurtete Munition herum. Wir zogen unseren Karren weiter, das eine oder andere aufsammelnd. Bei Schäfers - neben Scharpenseels - rief uns ein junges Mädchen in den Garten: Wir möchten doch bitte einmal nachsehen, dort liege eine Tretmine. Sie führte uns zu einem knallblauen Gegenstand, den wir überlegen lächelnd als Eierhandgranate identifizierten. Das Mädchen war Margret Kessel. Mit der Familie Kessel wurden Karl Friedrich und ich später noch gut bekannt. Die Familie Kessel - der Vater war Fotograf - war vor dem Bombenkrieg aus Köln-Mülheim nach Niederdollendorf geflüchtet. Vor den Kriegshandlungen beim Einmarsch der Amerikaner hatten sie sich in den Höhlen der Ofenkaulen in Sicherheit gebracht und mit anderen Königswinterer Familien das Gelübde abgelegt, bei heilem Herauskommen eine Kapelle zu stiften. Josef Kessel ist es im Wesentlichen zu verdanken, dass es dann nach längerer Zeit immerhin noch zu einem kleinen, sehr schönen Bildstock kam. Dieser, heute geplündert und verwahrlost, sollte als Zeitdokument an eine günstige Stelle verbracht werden.

Wir bewegten uns mit unserem Karren weiter Richtung Dorf, als plötzlich ein amerikanischer Lastwagen hielt. Ein G. I. sprang heraus: „All guys step on the car!” (etwa: „Alles rauf auf den Wagen!“). Den Karren zurücklassend, fanden wir uns auf der Ladefläche wieder. Auf der Weiterfahrt gesellten sich andere Dollendorfer unfreiwillig hinzu. Ein geistig behinderter, aber in das dörfliche Leben voll integrierter junger Mann, dessen Name mir entfallen ist, kreuzte unseren Weg. Durch heftige Zeichen konnten wir verhindern, dass er mit auf den Wagen musste. Da das so gut klappte, machten wir dasselbe noch einmal bei Metzger Rechmann, der vor seinem Geschäft stand. Auch diesmal klappte es. Als nach Meinung der Amerikaner genug Leute auf

dem Wagen waren, ging die Fahrt weiter zum Didier-Werk. Eimer, Wurzelbürsten und Kernseife wurden verteilt, und wir mussten Lokusse schrubben. Es war sogar recht lustig dabei, wie in meinen Notizen vermerkt ist. Als wir wieder zurückkamen, war die Karre mit der Munition verschwunden.

Am 5. Mai notierte ich: Hitler und Mussolini tot, Dönitz Nachfolger, Himmlers Friedensangebot abgelehnt, Kapitulation der deutschen Armee in Italien.

Am 7. Mai: Kriegsende! Als ich eines Morgens früh aus dem Fenster sah, bemerkte ich mehrere Personen, die an den Schützenlöchern hinten im Garten beschäftigt waren. Ich ging hin, aber es war niemand mehr da, die Löcher waren leer. Ich kam dahinter, dass dort Schnapsfässer vergraben waren, die aus dem umfangreichen Spirituosenlager in der ehemaligen Lederfabrik stammten. Diese war in den letzten Tagen vor dem Einmarsch geplündert worden. Ein schleswig-holsteinischer Wacholder namens Bommerlunder spielte hierbei eine besondere Rolle. Wir hatten an dem Segen nicht teilgenommen und von dem Lager überhaupt erst spät erfahren. Wir fanden aber in der Hinterlassenschaft der deutschen Soldaten mehrere mit dem Stoff gefüllte Kochgeschirre und Feldflaschen. Anders bei Karl Werner. Als er und seine Mutter aus dem Dorf in die Gärtnerwohnung zurückkehrten, muss dem bald auch eine größere Menge der Spirituosen gefolgt sein. Aufbewahrt wurden die Vorräte, zumindest der Tagesvorrat, in der so genannten „Scherkammer“, dem Raum für das ehemalige Pferdegeschirr; das Wissen um die ursprüngliche Bedeutung des Namens war verloren gegangen. Um die Scherkammer, die in dem turmähnlichen Bauteil des Gärtnerhauses unter der Wernerschen Küche lag und nur vom Hof aus zugänglich war, war immer etwas Geheimnisvolles. Einen Einblick bekam man nicht, sie war immer abgeschlossen.

Karl Werner hatte Friseur gelernt. Bald kam Kundschaft aus dem Dorf. Im Hof wurde ein Küchenstuhl aufgestellt und man bekam ein Handtuch um die Schultern. Eine Flasche Bommerlunder und ein Glas für den Kunden waren immer mit dabei. Karl Werner hatte bald den Titel „Hoffriseur“. Damals konnte natürlich noch niemand ahnen, dass er nach der Gründung der Bundesrepublik das Friseurgeschäft im Bundestag übernehmen und 28 Jahre lang in engste Berührung mit den Häuptern der Prominenz kommen würde. Was nun etliche Dorfbewohner bewogen hatte, ihre Fässer auf dem Grundstück meiner Großeltern zu vergraben, kann man nur vermuten. Vielleicht glaubten sie sie dort in der Anonymität besser aufgehoben als bei sich zu Hause. Vielleicht war es auch einfach häuslicher Platzmangel. Auf jeden FalI machten sie sich beim Vergraben der Fässer die Arbeit der deutschen Soldaten, die diese eigentlich zur Verteidigung geleistet hatten, auf höchst eigene Weise zunutze. Einmal wurde ich von Karl Werner in den Rheingarten gebeten, wo ein aufgebrachter Dollendorfer Bürger vor einem leeren Schützenloch stand und behauptete, darin ein Fass gehabt zu haben. Das habe nun ein anderer ausgegraben. Karl Werner sagte, da habe nie ein Fass drin gelegen und wollte mich als Zeugen. Aber ich hatte ja keine Ahnung, wo überall im Garten etwas vergraben war. Später, im August, gab es dann noch einmal „Bommerlunder“-Streit. In der Scherkammer befanden sich mehrere Personen, die sich hinter der geschlossenen Tür lebhaft unterhielten. Ich war auf einem Baum in der Nähe mit dem Pflücken von Frühbirnen beschäftigt und hörte durch das aufgeklappte Oberlicht Stimmen, deren Lautstärke zunehmend anschwoll. Nach einer Weile Stille. Einer der Kontrahenten begab sich unsicheren Schrittes Richtung Dorf. Etwas später kam von dort eine Frau mit einem Leiterwagen. Jetzt erschien auch Karl Werner und bat mich anzufassen. Auf dem Boden der Scherkammer - das erste Mal, dass ich Zutritt hatte - lag der Ehemann der armen Frau, völlig außer Gefecht. Wir wuchteten den schweren Körper auf den Wagen, den die Frau dann tapfer nach Hause zog. Wenn ich später einmal einen der Beteiligten im Dorf traf, konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen.

Der Rhein bescherte uns auch allerlei. An der sechsten Kribbe trieb ein großes Fass an. In dieser Zeit hoffte man ja immer auf etwas Essbares. Die Aufschrift war nicht zu entziffern, und

natürlich war unsere Hoffnung darauf gerichtet, dass es sich bei dem Inhalt um Speiseöl handeln könne. Mit viel Mühe rollten wir das Fass herauf, Frau Werner stellte schnell eine Pfanne auf den Herd, goss Öl hinein, wartete, bis es zischte - und leider war es dann nur Maschinenöl. Später gelang es, das Fass bei einem Bauern gegen Raps einzutauschen, und wir kamen doch noch zum begehrten Speiseöl. Oberhalb der siebten Kribbe lagen ein Lastkahn und ein niederländischer Selbstfahrer auf Grund. Der Lastkahn hatte Grubenholz geladen. Dieses wurde nach und nach entladen und die Hölzer auf den Schienen der Elektrischen aufgestapelt. Man konnte bequem mit dem Fahrrad vorbeifahren und ohne abzusteigen ein Rundholz auf die Schulter nehmen. Das warf man im Garten ab und begann die Runde von neuem. Der holländische Selbstfahrer hatte Pektinfässer, Soda und die verschiedensten Papier- und Pappsorten geladen. Es waren große Rollen einer Art Pergamentpapier dabei. Um das Schiff scharten sich bald viele Interessenten, besonders aus Niederdollendorf. Metzger Thomas packte Wurst und Fleisch noch lange in Pergamentpapier aus dem Schiff ein. Da der Laderaum bis zu einer bestimmten Höhe unter Wasser stand, war die Bergung schwierig. Auch waren die Rollen furchtbar schwer. Eines Tages erschien händeringend ein Vertreter der Reederei, dessen Auftritt wir aber ziemlich ignorierten. Das meiste Papier musste getrocknet werden und hing dann im Garten auf großen Wäscheleinen. Mein Großvater beschäftigte sich tagelang mit einem etwas rauen Krepppapier, um es in handliche Stücke fürs Klo zu schneiden.

Inzwischen gab es in Niederdollendorf auch wieder Strom. Der Verbrauch war aber strikt beschränkt. Irgendwie bekam ich heraus, dass nur der Nulleiter gezählt wurde und ersetzte ihn durch ein Kabel von der nächsten Wasserleitung. Eines Tages ein Schrei aus dem Keller! Unser Installateur hatte sich furchtbar erschreckt, als beim Durchtrennen eines Rohres plötzlich ein Funken übersprang.

Eines Tages der erste Lokomotivenpfiff! Auch das Schlagwerk am Bahnübergang zur Longenburg würde wohl bald wieder sein „Ding-Dong“ ertönen lassen, wenn sich ein Zug nähert!

Bei Karl Friedrich lag ein wunderschönes Boot im Wasser, ein Ruderboot in Klinkerbauweise mit Rollsitz und Ausleger. Sein Vater hatte es ihm gekauft, man konnte damit auch segeln. Im Juli und August stand des Öfteren in meinen Notizen: Herrlich gesegelt! Oder: Rudertour mit Karl Friedrich. Natürlich badeten wir auch ausgiebig im Rhein.

Die Amerikaner zogen ab und die Engländer kamen. Auf die ersten traf ich am 15. Juni. Sie waren einfach in den Garten gekommen und auf unseren großen Kirschbaum gestiegen. Als ich dazukam, bot mir einer der Soldaten von meinen eigenen Kirschen an. Kein Wunder, dass ich auf die neue Besatzung nicht gut zu sprechen war.

Wegen der vielen Feld- und Gartendiebstähle wurde ein Feldhütedienst eingerichtet. Ich war aber meist selbst schon früh auf den Beinen, um den Garten zu kontrollieren. Einmal härte ich dabei in der Ferne Stimmen auf dem Sumpfweg näher kommen. Zwei Flurhüter aus Niederdollendorf zogen in bester Unterhaltung, laut schwatzend, vorüber. Mich, der ich frei im Garten stand, bemerkten sie gar nicht. Ich beschloss endgültig, den Garten selber zu kontrollieren.

Obwohl wir allerlei im Garten anbauten, war die Ernährungslage nicht gut. Ab und zu steckte mir Karl Friedrich etwas zu. Am 16. Juli konnte ich als Praktikant in einem Godesberger Baugeschäft anfangen, damit hatte ich Anrecht auf eine Schwerarbeiter-Lebensmittel karte. Bei einem Bauern in Ließem wurde ein Stallgebäude errichtet. Mit dem Fuhrwerk des Bauern holten wir Zement, der im Kölner Hof in Königswinter lagerte. Die Arbeit war furchtbar anstrengend, Mörtel und Beton wurden mit Schaufeln von Hand gemischt und mit dem „Spiesvogel“ auf der Schulter hoch getragen. Den Sprossenabstand unserer Obstleitern gewohnt, kam ich mit der

Bauleiter überhaupt nicht zurecht. Oft kamen Leute vorbei und baten um ein Butterbrot. Vielen gab die Bäuerin etwas.

Am 8. September begann im Päda (Pädagogium) in Bad Godesberg wieder die Schule. Der Schulleiter, der uns vor einem Jahr bei der Flak noch einen Vortrag über den „verderblichen Einfluss des amerikanischen Negerjazz“ gehalten hatte, hielt jetzt die Eröffnungsrede. Ich notierte: „Wir etwas albern ... Viele Mädels in unserer Klasse.“ Annemie, meine Mitkonfirmandin, war auch darunter. Der eigentliche Unterricht begann schließlich am 5. November. Karl Friedrich ging nach Honnef auf die Schule, da es dort eine siebte Klasse gab.

Am Dienstag, dem 16. Oktober, feierten meine Großeltern Goldene Hochzeit. Beide trugen das goldene Kränzchen bzw. Sträußchen der Goldenen Hochzeit ihrer Eltern. Einige Verwandte konnten herreisen und feierten mit. Der Bürgermeister von Niederdollendorf erschien und gratulierte. Herr Schaak hatte eine lustige Goldene-Hochzeits-Zeitung gemacht, mit Anspielungen auf die gemeinsame Zeit im Gärtnerhaus, gedruckt bei Johannes Düppen in Oberkassel. Karl Friedrichs Vater stiftete eine wunderschöne Torte mit einer 50 drauf.

Der tägliche Schulweg führte über die „Hodges Bridge“. Meist traf ich da Annemie, wenn sie von Oberkassel her kam. Am 12. November fehlte auf etwa 20 Metern der Bodenbelag, die Brücke wurde abgebaut. Unten rauschte der Rhein.

Ich musste mit der Fähre Königswinter I übersetzen und kam natürlich zu spät. Annemie saß auf ihrem Platz und lächelte: Sie hatte sich einfach an dem Gitterträger der Brücke über die offene Stelle gehangelt. ...

Noch einmal, ganz unerwartet, lässt der Krieg seine ganze Grausamkeit spüren. In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1946 wird Karl Friedrichs Vater beraubt und erschlagen. Da er unten neben dem Gastraum schlief hatten Karl und seine Mutter oben im Haus nichts bemerkt. Als ich nach der Schule davon höre, gehe ich sofort hin. In der Haustür fehlt eine Scheibe, eine feine Blutspur führt bis zum Rhein. Wir starren in das Wasser.

Die Täter werden später gefasst. Es sind Jugoslawen aus dem Kreis der „displaced persons“.

Nachtrag:

Zeitungsartikel vom 22.02.1947

Nachrichten aus Bonn und dem Sieg-Kreis

Der Schrecken des Siegkreises vor Gericht

Prozess gegen die Mörder von Niederdollendorf ... und ihre Drahtzieher

… Besondere Aufregung rief der Raubmord an dem Besitzer des Rheinhotels in Niederdollendorf, Paul Buchheister, in der Nacht vom 14. Januar1946 und der Mord ... unter der Bevölkerung des Siebengebirges hervor. Die Kriminalpolizei klärte zusammen mit der Militärpolizei dieses Verbrechen restlos auf und verhaftete die Täter, vier Jugoslawen. Vier Mädchen aus ... hatten ebenfalls die Hände im Spiel.

Die vier Jugoslawen bekannten sich des Mordes an Paul Buchheister schuldig. Die Geschwister ... dagegen bestritten die ihnen zur Last gelegte Beihilfe zu diesem Verbrechen. Aus

der Beweisaufnahme und dem Kreuzverhör ergab sich, dass die seinerzeit im DP-Camp Oberkassel untergebrachten Jugoslawen von den Geschwistern ... unterrichtet worden waren, dass der Hotelbesitzer Buchheister erhebliche Werte, u. a. eine Edelsteinsammlung, in seinem Schlafzimmer aufbewahrte. ... und ... waren Hausangestellte im Rheinhotel. ... hatte ihnen den Rat gegeben, gute Arbeit zu leisten und Buchheister zu töten. Die Räuber drangen gewaltsam in das Haus ein und durchwühlten die Schränke nach Wertsachen. ... versetzte dem Hotelbesitzer, der sich in seinem Bett aufgerichtet habe, mehrere wuchtige Schläge mit der Axt gegen den Kopf, bis er bewusstlos war. Dann hüllten sie ihn in eine Decke und warfen ihn, etwa 120 Meter vom Hotel entfernt, in den Rhein. Mit ihrer Beute kehrten sie sofort in das DP-Lager zurück, wo ... und ... auf sie warteten. ... schenkte... ein Perlenhalsband, während die Mörder die übrige Beute unter sich teilten.

Ein Beitrag von 2001 aus:

Erinnerung an eine verworrene Zeit

2.Teil

Nieder- und Oberdollendorfer Bürger blicken zurück
auf die Kriegs- und Nachkriegsjahre

Herausgegeben vom © Heimatverein Oberdollendorf und Römlinghoven e.V.

www.brueckenhofmuseum.de

Mit freundlicher Genehmigung des Heimatvereins übernommen in unser

Virtuelles Brückenhofmuseum



www.virtuellesbrueckenhofmuseum.de